

zug selber entstehenden Spannungen austrägt. Ein Teil der Beiträge ist unmittelbar der Verhältnisbestimmung von Theologie, Wissenschaft und Kirche gewidmet, andere treten ergänzend hinzu, indem zum einen Art und Weise der Wahrheitsfindung in der Kirche zum Thema wird („Konflikt und Einheit in der Kirche“, „Über den Kompromiß in Sachen der Lehre“), zum anderen Grundbegriffe theologischer Hermeneutik (Fortschritt, Tradition) erörtert werden. Schließlich enthält der Band auch Beiträge zu den beiden geschichtlichen Gestalten von Theologie, die bei Seckler durchgängig als gelungene, aber gerade deswegen auch nicht einfach wiederholbare Exempel einer wirklichen Glaubenswissenschaft im Hintergrund stehen, nämlich die hochmittelalterliche Theologie, vertreten durch Thomas von Aquin und die katholische Tübinger Schule des letzten Jahrhunderts, besonders Johann Sebastian Drey.

Es lassen sich etliche Gründe dafür nennen, daß dieser Band im Kontext der weder in der theologisch-hermeneutischen Reflexion noch gar im konkreten Leben der Kirche ausgestandenen Neubestimmung der Aufgaben von Theologie und Lehramt Beachtung verdient: Zum einen verlieren sich die Beiträge nicht in Materialschlachten, sondern bemühen sich, auf die Grundstrukturen der Sache zu blicken, um die es geht. Zum anderen wird kein abstraktes Modell geboten, vielmehr werden eher wichtige Koordinaten abgesteckt, die für das konkrete Zusammenwirken von Lehramt und Theologie und den inneren Vollzug von Theologie bestimmend sind. Kein geringer Vorzug von Secklers Beiträgen ist ihr sprachlicher Duktus: Hier wird nicht nur durchgängig klar formuliert, sondern auch in einer treffenden und dabei lockeren Art, die das Lesen erleichtert und vor allem zum Mitdenken anregt.

U. R.

PETER LENGSELD (Hrsg.). **Ökumenische Theologie.** Ein Arbeitsbuch. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1980 508 S. 69.–DM.

Mit diesem Buch haben sich Lengsfeld und seine Mitarbeiter im Katholisch-Ökumenischen Institut der Universität Münster, von denen der überwiegende Teil der Beiträge stammt, viel vorgenommen. Es geht ihnen um Bausteine zu einer „Theorie ökumenischer Prozesse“, die dazu helfen sollen, die ökumenische Resignation zu überwinden. Die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen lassen deutlich werden, wie diese Theorie im einzelnen aussieht: Es wird auf theologische Themen des ökumenischen Dialogs wie Abendmahl oder Amt bewußt verzichtet, dafür liegt das Augenmerk auf der theologischen Bedeutsamkeit der sogenannten nicht-theologischen Faktoren. So entfaltet Lengsfeld einleitend seine „Kollusionstheorie“ ökumenischer Prozesse, die den Dialog über Wahrheitsfragen zwischen den Kirchen und ihre Bemühungen um praktische Zusammenarbeit mit der Frage nach der konfessionellen Identität in Zusammenhang bringt. Ein weiterer Teil gilt der Geschichte der Beziehungen der katholischen Kirche zur Ökumenischen Bewegung einerseits und zur Orthodoxie andererseits. Sechs Beiträge von recht unterschiedlichem Gewicht versuchen Analysen nicht-theologischer Faktoren von der Konfessionalität des Religionsunterrichts über die Mischehenproblematik bis hin zu den Anfragen aus der Dritten Welt an eine auf westliche Identität eingeschränkte Ökumene. Der nächste Schritt gilt Perspektiven für Christen und Kirchen auf dem Weg zu konziliarer Gemeinschaft. Schließlich versucht der letzte Hauptteil auf etliche, allerdings recht zufällig ausgewählte Konkretionen für den weiteren Fortgang ökumenischer Bemühungen hinzuweisen.

Die Schwerpunktsetzung des Bandes hat ihre Vorteile. Das gilt

nicht nur für die einleitende Problemskizze des Herausgebers, sondern auch für die Beiträge zu Einzelfragen, die oft treffsicher auf wunde Punkte im Ökumenischen Prozeß hinweisen. Beachtenswert ist auch die Ausweitung des Problemfelds über theologische Engführungen hinaus z. B. in Richtung auf die notwendige spirituelle Dimension ökumenischer Theologie oder das Problem des Antirassismusprogramms. Gleichzeitig gibt das Buch aber auch Anlaß zu kritischen Rückfragen. Zum einen sind die abstrakten sozialwissenschaftlichen Anläufe einzelner Beiträge teilweise nicht nur übergebührlich lang ausgefallen (Problem der Macht in den ökumenischen Beziehungen, Konsensproblematik), sondern werfen auch für die spezifische ökumenische Fragestellung wohl auch nicht so furchtbar viel ab. Hätte man sich hier etwas mehr Zurückhaltung auferlegt, hätte man sich die als Scharniere zwischen den einzelnen Teilen eingesetzten, recht plakativ formulierten Zwischenüberlegungen sparen können. Die Spannung zwischen dem Abstraktionsgrad mancher Beiträge und der letztlich praktischen Zielsetzung beeinträchtigt auch die angezielte Verwendbarkeit des Bandes als Arbeitsbuch. Zum anderen verlangt die Konzeption von Ökumenischer Theologie, die dem viele Informationen und etliche wertvolle methodische Einsichten bietenden Band zugrunde liegt, der weiteren Erörterung.

U. R.

CHRISTOPHER LASCH, **Das Zeitalter des Narzißmus.** Verlag Steinhausen, München 1980. 318 S. 34.–DM.

Der Titel des amerikanischen Originals „The Culture of Narcissism. American Life of Diminishing Expectations“ drückt Inhalt und Ziel von Laschs Werk präziser aus als die deutsche Übersetzung, die auch im Text einiges zu wünschen übrig läßt. Denn Lasch versteht seine Narzißmesthese nicht nur als tiefen- und sozialpsychologische Symptomkritik eines bestimmten Lebensstils, sondern als Konzept einer umfassenden Gesellschaftsanalyse: allerdings ausschließlich der amerikanischen Gegenwartsgesellschaft. Dem deutschen Leser bleibt es überlassen, Vergleiche zu ziehen und zu prüfen, wieweit Laschs Grundthese und seine Zustandsbeschreibung auf europäische oder deutsche Verhältnisse übertragbar sind. Die amerikanische Gegenwartsgesellschaft ist nach Lasch geprägt von einem Verlust an Erinnerung und an Zukunftserwartung zugleich. Für den Augenblick und deshalb für sich selbst zu leben und nicht für die Vorfahren oder Nachwelt, das sei die vorherrschende Passion. Der Verlust des Gefühls der Kontinuität, des Wissens in einer Folge von Generationen zu stehen, sei ebenso typisch wie das Nachlassen eines entschiedenen Sorgens für die Nachwelt. Lasch nennt das den „Verfall des historischen Zeitgefühls“ (S. 21). Übrig bleibt der Rückzug auf sich selbst, die Kultur wird zur Reduktion auf Selbstverwirklichung, die Gesellschaft wird vornehmlich nur noch gesehen als Spiegelung des Subjekts in seinen unerfüllten Wünschen und ungestillten Sehnsüchten. In einer solchen Gesellschaft verliere sowohl das Interesse an den großen politischen Zusammenhängen an Bedeutung – in diesem Sinne versteht Lasch, wahrscheinlich nicht zu Unrecht bereits die in ihrem Gehabe und in ihren Zielen sich so politisch gebende Protestbewegung, mehr als eine Vorform „narzißtischer Überlebensstrategien“ als eine in ihren Antrieben wirklich eigenständige politische Strömung – wie auch die Bezogenheit auf die Kräfte der Transzendenz an Bedeutung. Das zeitgenössische Klima, so lautet einer von Laschs Merksätzen, sei weder politisch noch religiös, „sondern therapeutisch“ (S. 23). Das auf sich selbst zurückgeworfene Ich mit seiner Betonung des Privaten führe keineswegs zu einer starken Geltung der Persönlichkeit, sondern kenn-

zeichne eher deren Zusammenbruch. Nichts symbolisiere die amerikanische Gegenwartsliteratur stärker als solcher Verfall. In Wirtschaft und Gesellschaft sieht Lasch ähnliche Bewegungen am Werk. Image statt berufliche Leistung, die Ablösung des Geschäftsmannes durch die Prostituierte (S. 91) kennzeichne als Ausdruck des Objektbezugs der narzißtischen Libido das gesellschaftliche Verhalten. Politik werde so zum Schauspiel, „entarte“ zum Kampf um Selbstverwirklichung.

Kein Zweifel: Lasch trifft Einzelsymptome scharf und arbeitet sie mit unerbittlicher Folgerichtigkeit heraus. Das Gesamtbild gerät ihm aber doch zu einer sich mit Halbwahrheiten zufriedengehenden Zivilisationskritik, der es nicht gelingt, den Wandel des Lebensgefühls in seine gesellschaftlichen und kulturellen Äußerungen wirklich objektiv darzustellen und zu werten. Lasch bietet aber zahlreiche Anstöße, sich solchem Bemühen wenigstens versuchsweise zu unterziehen. Insofern ist seine „Reportage“ auch für Europäer lesens- und bedenkenswert. *D. S.*

PETER RADUNSKI, Wahlkämpfe. Moderne Wahlkampf-führung als politische Kommunikation. Günter Olzog Verlag, München / Wien 1980. 208 S. 24.- DM.

Die Bedeutung der Wahlforschung innerhalb der politischen Wissenschaften hat in den vergangenen Jahren im Zuge der Entwicklungen technischer Forschungsmöglichkeiten ständig an Gewicht gewonnen.

Peter Radunski, Politologe und Wahlkampf-fachmann im Konrad-Adenauer-Haus, unternimmt in seiner Studie den Versuch, die Funktion der Wahlkampf-führung als politische Kommunikation und die Verflechtung zwischen den Strategien der modernen Wahlkampf-führung und dem politischen Prozeß zu erhellen. Der Begriff der politischen Kommunikation entzieht sich zwar einer genauen Definition, wird aber insofern abgegrenzt, als diese

Kommunikationsprozesse sich im wesentlichen zwischen politischen Repräsentanten und den Mitgliedern der Gesellschaft, d. h. den Wählern, abspielen. Ausgehend von einer Beschreibung der Aufgaben von Wahlkampf-beratern, -managern, Meinungsforschern und Werbeagenturen kommt Radunski zur Ausdehnung des Wahlkampfes auf drei Stufen: Die politische Kampagne in den Massenmedien, die Werbekampagne und die Parteien- und Mobilisierungskampagne.

Entscheidende Bedeutung mißt er hierbei der Kampagne in den Massenmedien zu, die von der Mehrzahl der Wähler gar nicht als Wahlkampf verstanden wird, da sie kontinuierlich als ständiger Prozeß abläuft. Auch im Wahlkampf bleibt die Notwendigkeit zu politischem Handeln bestehen und die Aufmerksamkeit für Reaktionen, Argumente, Selbstdarstellung der Politiker wächst noch. Der Wahlkampf im engeren Sinne ist die Werbekampagne, die sich mit Werbespots, Anzeigen und Plakaten z. T. auch der Massenmedien bedient. Hier können die Politiker selbst entscheiden, was inhaltlich weitergegeben wird und zu welchem Zeitpunkt, die Werbung wird allerdings vom Wähler sofort als solche erkannt. Um die Mobilisierung der Anhänger und Mitglieder geht es in der Parteienkampagne, in der das Engagement des einzelnen Bürgers in seinem sozialen Umfeld herausgefordert werden soll. Der vergleichende Aspekt wird in einem Kapitel über den Wahlkampf in England, Frankreich und Amerika dargelegt – Ausdruck nicht nur verschiedener Wahlsysteme, sondern auch jeweils anderer politischer Kulturen. Eine Fallstudie zum Europawahlkampf der CDU 1979 bietet schließlich einen Einblick in die Praxis der Wahlkampf-führung. Radunski nimmt Bezug auf die aktuelle wissenschaftliche und publizistische Diskussion und bringt zahlreiche Tabellen, Dokumente und Umfragen neueren Datums. Vergebens allerdings sucht man nach Stellungnahmen und Problematisierungen, die das Buch über seinen Informationsgehalt und die saubere Arbeitsweise hinaus für eine breitere Diskussion attraktiver werden ließen. *C. R.*

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

BECKER, JÜRGEN. Feindesliebe – Nächstenliebe – Bruderliebe. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik Jhg. 25 Heft 1 (Januar 1981) S. 5–18.

Der Aufsatz geht den Wandlungen nach, die sich im Urchristentum im Verständnis des für das Christentum konstitutiven Liebesgebots vollzogen haben. In der Verkündigung Jesu ist das Gebot der Feindesliebe Basisaussage: „Der Extremfall wird Ansatz für jedes Sozialverhältnis, das grundsätzlich immer durch Liebe bestimmt sein soll.“ Während Jesus gruppenunspezifisch und damit tendenziell weltweit formuliert, gehen die frühesten Gemeinden in ihrem Verständnis des Liebesgebots von einer anderen Basisaussage aus: Es wird zwischen der innerhalb der Gemeinde zu verwirklichenden Bruderliebe und dem Außenverhältnis zur heidnischen Umwelt als zwei konzentrischen Kreisen unterschieden. Die Feindesliebe erhält damit einen speziellen Ort, „nämlich bei der Gestaltung des Außenverhältnisses auch den Extremfall einzukalkulieren“. Die Zuordnung von

Gottes- und Nächstenliebe als Doppelgebot hat nach Becker ihren Ort im Bemühen, die christliche Ethik in der außerchristlichen ethischen Diskussion zur Geltung zu bringen. Den extremsten Gegensatz zur Jesusverkündigung stellen die johanneischen Schriften dar, wo sich Bruderliebe auf die begrenzte Kleingruppe begrenzt und ein mit dem Begriff Liebe definiertes Außenverhältnis aufkündigt. Für die gegenwärtige Diskussion empfiehlt Becker den Rückgriff auf den Ansatz Jesu. Dadurch könnten die Christen zeigen, daß sie nicht eine Interessengruppe neben anderen seien.

BÜRKLE, HORST. Das Gebet – ein Grundphänomen der Religionen. In: Geist und Leben, Jhg. 54 Heft 1 (Februar 1981) S. 23–36.

Auch als Christ ist und bleibt der Mensch ein „homo religiosus“. Auf dieser Grundlage zeigt der Münchner Missionswissenschaftler, wie der Blick auf Elemente und Strukturen des Betens in den nichtchristlichen Religionen zur Erneuerung und Vertiefung des Gebets im Christentum einen Beitrag leisten

kann. Auch nach christlichem Verständnis ist Gebet ein „integraler Vorgang der personalen Einbindung und Vergliederung in das Mysterium des Leibes Christi“, wie schon in den Stammesreligionen der Beter einem Zeiten und Generationen umgreifenden mystischen Leib angehört. Die nicht funktional begründete Rolle von Häuptling oder Priester verweist für Bürkle auf die Objektivierung des priesterlichen Tuns in der christlichen Tradition. Die Begegnung mit den Religionen kann auch die Bedeutung des gemeinschaftlichen Betens nach überlieferten Texten deutlicher hervortreten lassen: „Das Alter und die Ehrwürdigkeit eines Formulars stellen eine besondere Qualität dar.“ Der Blick auf Hinduismus und Islam zeigt, wie beim Gebet innerer Vorgang und äußeres Verhalten zusammengehören. Das Mißverständnis des modernen Menschen, auf jede Konkretion eines Gebetes verzichten zu können, stehe im Widerspruch zu allen Verhaltensweisen des Menschen in den Religionen. Als Grundsatz für das Verhältnis von christlichem Beten zum Gebet der Religionen wird formuliert: „Mit dem Gebet im Namen und in der Gegenwart Jesu Christi ist solche Totalität des Betroffenseins des Menschen nicht beseitigt, sondern überhaupt erst begründet.“